

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Roman Ehrlich

Die fürchterlichen Tage des schrecklichen Grauens

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

ICH HATTE MIR vorher oft gedacht, dass ich gerne einmal in einem Horrorfilm mitgespielt hätte. Das war der Wortlaut meiner Gedanken: Ich *hätte* gerne einmal in einem Horrorfilm mitgespielt. Als wäre mein Leben damals schon fast zu Ende gewesen oder zumindest dieser eine Zug für immer abgefahren. Warum das so war, weiß ich nicht.

Man könnte vielleicht noch weiter zurückgehen und sagen, alles fing damit an, dass ich als Kind Schauspieler werden wollte. Aber davon hatte ich mich eigentlich längst schon verabschiedet. Ich wollte kein Schauspieler sein. Ich wollte auch kein grundsätzlich anderer sein als der, der ich war.

Als ich aber von Christoph angerufen wurde und er mir anbot, eine Rolle in seinem nächsten Film zu spielen, der ein Horrorfilm werden sollte, sagte ich sofort zu. Es war ein komisches Telefonat. Ich hatte sehr lange nichts von Christoph gehört, er war zu einem dieser Kontakte in meinem Telefon geworden, die man zwar nicht löscht, aber auch nie benutzt. Und ich war mir sicher: Ich bin genauso ein toter Kontakt auch für ihn.

Dann rief er mich an und fragte, ob ich Lust hätte, er suche noch Personal für seinen nächsten Film, und er habe an mich gedacht. Es sollte ein Horrorfilm werden, etwas Besonderes, etwas, das es so noch nie gegeben hat. Die ganze Art, wie Christoph mit mir sprach, wusste nicht nur nichts von der Tatsache, dass wir bis vor wenigen Sekunden noch tote Kontakte in den Telefonen des jeweils anderen gewesen waren, sondern hätte auch, das hörte ich heraus, obwohl ich eh schon wusste, dass ich mit-

machen würde, keine Absage akzeptiert. Es war damals noch gar nichts Forderndes in seinem Tonfall. Nur eine Selbstverständlichkeit. Dieselbe Art Selbstverständlichkeit, mit der täglich die Entscheider in den Entscheiderpositionen darüber informieren, wie man sich zu verhalten hat und was zu tun ist. Eine selbstverständliche Führung durch den Zweifel und die Unsicherheit, von jemandem, der diesen Zweifel und diese Unsicherheit selbst nur noch als etwas fern Vergangenes kennt, wie das Fahren mit Stützrädern oder die Angst vor Schulaufgaben.

Christoph hatte eigentlich nichts davon wissen können, dass ich immer schon mal in einem Horrorfilm mitspielen wollte. Es muss ein Zufall gewesen sein, dass er für seinen Film Laiendarsteller suchte und seinen Bekanntenkreis abtelefonierte und dass es ausgerechnet ein Horrorfilm war, den er im Sinn hatte.

Ich habe nie gern Horrorfilme geschaut. Ich bin kein Fan und kann auch gar nicht nachvollziehen, wie man zu einem wird. Es macht mir keinen Spaß, Angst zu haben. Auch nicht in Gesellschaft. Und trotzdem hatte ich immer schon die Vorstellung, selbst in einem Horrorfilm mitzuspielen, sehr aufregend gefunden. Ich stellte mir vor, als die Figur, die ich in dem Film spielen würde, einen aufwendig animierten, grausamen Tod zu sterben – von einem großen Ungeheuer in zwei Hälften gebissen zu werden oder von einem elektrischen Schock so verkohlt, dass nur noch mein Skelett und eine schwarze Kruste übrig bleiben würden.

Ich glaube, der Tod, den meine Figur im Film sterben würde, war mir in meiner Vorstellung das Wichtigste. Ich stellte mir auch vor, wie ich vor einem grünen Hintergrund herumsprang, der dann später im Film durch eine animierte Schlangenhöhle ersetzt war oder durch ein schleimiges Labyrinth oder einen Planeten, der von gefährlichen Rieseninsekten bewohnt wird. Und ich stellte mir vor, wie ich dann, wenn der Film abgedreht wäre, in einem Kino sitzen und mir selbst bei alledem zusehen würde.

Dabei, beim Zusehen, hätte ich aber den Effekt, sich selbst auf der Leinwand sterben zu sehen, am interessantesten gefunden. Weil ich kein Schauspieler bin, hätte ich mich sicher nicht gern dabei beobachtet, wie ich versuche, das Sterben an einer schweren Krankheit im Krankenhausbett nachzuspielen. Ich dachte, ich würde gern sehen, wie ich einen absurden, gewaltvollen Tod sterbe, und ich würde diese Erfahrung gern überleben. Ich kann mir ehrlich gesagt gar nicht vorstellen, dass das etwas ist, was sich nicht jeder irgendwann schon einmal vorgestellt hat.

Ich habe manchmal geträumt, dass ich verschiedene Gliedmaßen verloren habe, durch einen Unfall oder Unachtsamkeit oder weil sie einfach aufhörten, fest mit meinem Körper verbunden zu sein. Vor allem meine Zähne waren mir schon sehr zahlreich ausgefallen. Aber ich war nie im Traum gestorben, obwohl ich lange schon eine Neugier und manchmal auch eine starke Sehnsucht nach dem Tod mit mir herumgetragen habe. Und ich muss wohl gedacht haben, dass mich der Anblick meines sich zum Beispiel in einem Säurebad auflösenden Körpers irgendwie beruhigen würde, weil er diese Neugier und diese Sehnsucht auf eine gefahrlose Weise bejahte und befriedigte. Es war aber ganz wichtig für mich, dass *ich* es sein würde, der von einem besessenen Monstertruck überfahren wird oder für ein fürchterliches Experiment bei vollem Bewusstsein obduziert.

Jede Geschichte ist eine Erzählung des Helden, der sie überlebt hat. Wahrscheinlich wollte ich der Geschichte, die mein Leben ist und die naturgemäß nur das gelebte Leben sein kann, meinen eigenen Tod hinzufügen. Ich wollte der sein, der ausgefahren war, um das Abenteuer des Sterbens zu erleben, und gleichzeitig am Ufer zurückbleiben, um es aus sicherer Distanz zu betrachten. Aber ich kann darüber heute nur noch spekulieren. Nichts davon war mir wirklich bewusst, als mir Christoph das Angebot machte, bei der nächsten Produktion dabei zu sein. Damals hätte ich einfach nur gerne einmal in einem Horrorfilm mitgespielt.

ERSTES
BUCH
ULM

CHRISTOPH war am Telefon noch gar nicht konkret geworden, was den Film betraf. In den Tagen nach unserem Gespräch konnte ich mir weiterhin alles so ausmalen, wie ich es mir immer schon ausgemalt hatte. Ich fühlte mich von einer höheren Macht erhört und beschenkt und ging eine Weile herum mit einem Gefühl in der Brust, dass vielleicht doch alles möglich wäre, was ich wollte, wenn ich nur genug Geduld aufbrächte. Die Enttäuschung kam ja erst viel später.

Damals machte ich mir hauptsächlich Sorgen darüber, als Schauspieler eine schlechte Figur abzugeben. Ich hatte so gut wie gar keine Erfahrung – ein bisschen Theater in der Schule, ein paar Komparsen- und Kleindarstellerrollen als Student. Für diesen Film aber würde ich mich an einen Ort begeben müssen, der mir völlig fremd und unbekannt war, davon hatte ich eine deutliche Vorahnung. Damals fand ich das noch aufregend. Das Gefühl tat mir gut, es machte mich im besten Sinn nervös und wach und neugierig auf die Zukunft. Heute würde ich sagen, dass es sich auch damals schon um eine dunkle Vorahnung gehandelt hat. Auch wenn das komisch klingt: eine *wohlige* dunkle Vorahnung. Die Kellertreppe, die man in voller Absicht hinabgeht, ohne das Licht einzuschalten. Vielleicht entsprach dieser Zustand dem Gefühl, das man hat, bevor man den Kinosaal betritt, um sich einen Horrorfilm anzuschauen. Wenn man jemand ist, der das gerne macht oder sich etwas davon verspricht.

Ich war zu dieser Zeit auch deshalb sehr offen für jede Art Angebot von außen, was ich mit mir, meiner Zeit und meinem Leben anstellen könnte, weil ich erstens sehr unzufrieden war mit meiner Arbeit in einer noch jungen Agentur in Schwabing, die Postproduktion, Marketing, Coaching- und Managementaufgaben für die deutschen Dependancen multinationaler Musik- und Filmlabels wie Universal, Sony oder Warner übernahm, und zweitens gerade erst aus einer Trennung hervorgegangen war, mit der unverbrüchlichen Gewissheit, ein unbrauchbarer Loser zu sein, dem vor einiger Zeit noch einiges Potential hätte bescheinigt werden können, von dem mittlerweile aber gesagt werden musste, dass es ihm vorne und hinten an allem fehlte, was ein Mensch brauchte, um sich selbst in der Welt zu verwirklichen. Ich war dazu übergegangen, jemanden, der mich einmal mit besten Absichten unterstützen wollte, mit meiner Schwäche und meiner Unzufriedenheit zu erpressen, um Bestätigung, Geborgenheit, Zuneigung und Wärme zu erhalten, was fast drei Jahre lang funktioniert hatte, bis irgendwann der Punkt gekommen war, an dem meine Diktatur der Unzulänglichkeit einfach so zusammenbrach und durch nichts mehr zu ersetzen war.

In der Agentur in Schwabing hatte ich noch während des Studiums zu arbeiten begonnen und hatte mir über die Jahre einen ganz guten Status aufgebaut. Die Hierarchien waren zu flach, um irgendwohin aufsteigen zu können, wir hatten zwei Chefs, die die Entscheidungen fällten und die wichtigen Gespräche führten, und waren ansonsten um die zehn Männer zwischen zwanzig und dreißig, die tief eingesunken in Bürostühlen vor hochauflösenden Computerbildschirmen saßen und die deutsche Homepage von Miley Cyrus bearbeiteten oder das Menü der *Live in Berlin* DVD von Atze Schröder oder Mario Barth oder Helene Fischer. Zwischen den Monitoren standen Club-Mate Flaschen, es gab einen festen Wochentag, an dem wir alle zusammen früh-

stückten, und einen anderen, an dem einer der Chefs scharfe Chickenwings und Pommes mitbrachte. Der Chickenwingstag war ein Freitag, den wir *Dirty Friday* nannten, heute ist wieder Dirty Friday, sagte mindestens einer der Chefs jeden Freitag in Erwartung des Aufjohlens, das wir ihm pflichtschuldig immer aufs Neue lieferten, als unseren Beitrag zur Arbeitsplatzatmosphäre, die nicht zuletzt davon lebte, dass nie auch nur eine einzige Frau für die Arbeit an einem der Monitore eingestellt wurde. Wir aßen die Hähnchenflügel mit unseren Händen, wischten uns das Fett von den Fingern und spielten bis spätabends *Bombberman* auf dem riesigen Flachbildfernseher, der in den Räumen der Agentur ebenso vorhanden war wie ein Kickertisch.

Ich kam nie vor zwanzig Uhr aus der Agentur, und jedes Mal, wenn ich aus dem großen Fahrstuhl in den Hinterhof trat und auf die Straße, wurde mir so eng in der Brust, dass ich glaubte, ich müsste heulen. Jeden Tag aufs Neue hatte ich das Gefühl, von der Geborgenheit der fremdbestimmten Struktur in mein ausschließlich aus meinen eigenen Entscheidungen und Verfehlungen bestehendes Leben überzutreten, mein eigenes Leben, das ich hasste, besonders an den Wochenenden.

Mir war vollkommen bewusst, dass alles, was wir mit unserer Zeit und Energie in dieser Agentur erarbeiteten, Mist war. Und mir war auch bewusst, dass ich die Leute, mit denen ich in dieser Agentur all diese Zeit verbrachte, nur mittelmäßig oder überhaupt nicht interessant fand. Die Kollegen, die mit mir vor den Monitoren saßen, wechselten zwar häufig (niemand blieb je so lange wie ich), waren aber am Ende doch immer irgendwie die gleichen Typen, die sich schnell an die Regeln gewöhnten, am *Dirty Friday* aufjohlten und bis spätabends in der Agentur *Bombberman* spielten oder eben nach ein paar Wochen nicht mehr auftauchten. Und trotzdem war mir mein Arbeitsalltag bei weitem erträglicher als das schwarz gähnende Loch der Fragen nach meiner Zukunft und meiner Daseinsberechtigung als Per-

son ganz generell, das auf mich wartete, wenn ich die Agentur verließ.

Als ich dann auch keine Hälfte einer Beziehung mehr war, lag ich an den Wochenenden viel herum und schlief, und jedes Mal, wenn ich aufwachte, hatte ich ein ganz deutliches Gefühl davon, als abgetrenntes einzelnes Atom ins All hinauszutreiben. Ich wachte auf in meinem Zimmer und dachte: Das bist jetzt also du.

Zum ersten Mal bin ich Christoph in der LMU begegnet, wo wir beide für kultur- und medienwissenschaftliche Studien eingeschrieben waren. Er, um die Zeit zu überbrücken, bis man ihn an der Filmhochschule annehmen würde, und ich, weil mir nichts Besseres eingefallen war. Wir verstanden uns gut, auf Anhieb, sprachen über Filme und Musik, aber hauptsächlich über die anderen Studenten in unserem Studiengang oder in der Universität, in Deutschland allgemein, wir fanden sie rückgratlos, unbrauchbar, degeneriert, unmündig, egomanisch, ignorant, aufgesetzt mädchenhaft, ungebildet, uninteressant, ahnungslos, verkorkst und verblödet, feige, blind und taub für das Hohe und Große, allgemein und insgesamt eine riesige Enttäuschung, gemessen an den Vorstellungen und den Hoffnungen, die wir uns gemacht hatten, bevor wir an der Universität angetreten waren, beide etwas spät im Vergleich zum Durchschnitt, mit diesem kleinen Vorsprung Leben, der für unsere Überheblichkeit ausreichende Rechtfertigung war.

Der Unterschied zwischen Christoph und mir war, dass er trotz allem viele Freunde oder ihm freundlich gesinnte Menschen unter den Kommilitonen hatte, wohingegen ich unsere Feindseligkeit durchaus ernst nahm und mich auf niemanden wirklich einließ. Damals kannte ich noch genug Leute in München aus anderen Kontexten, bemühte mich noch um Anschluss oder hatte mich bemüht und war darauf auch stolz. Der Mikrokosmos an der Universität, in den jeder eingeladen ist, sich aus-

schließlich zu begeben für die Zeit bis zum Abschluss, war mir zu klein, wobei ich heute sagen würde, dass er sicherlich sehr viel umfangreicher war als der meiner Schwabinger Agentur.

Es vergingen ein paar Semester, bis Christoph tatsächlich einen Studienplatz an der Filmhochschule bekam und ich mich schließlich zurückgelassen wiederfand, mit den kultur- und medienwissenschaftlichen Studien und den Kommilitonen, die ich dann ganz alleine und nur für mich verachten musste, was dazu führte, dass meine Verachtung zu einem harten steinernen Kloß in meinem Bauch wurde, den ich immer deutlicher spürte, wenn ich in die Seminare ging.

Ich kann mich an einen Spaziergang erinnern, den ich mit Christoph durch die Maxvorstadt und das Museumsviertel gemacht habe, an dessen Ende er in dem glatten Neubau der Filmhochschule am Bernd-Eichinger-Platz verschwunden ist, wie ein Minister in seinem Ministerium, denn so sieht das Gebäude ja auch aus, in das ich ihm als Zivilbürger nicht folgen durfte.

Er hat natürlich nie gesagt, ich dürfte ihm nicht folgen, aber ich stellte mir vor, dass man am Eingang seinen Studentenausweis irgendwo einscannen müsste, was vielleicht ja auch so ist, und verabschiedete mich vor dem Gebäude, behauptete, ich würde mir noch eine Ausstellung ansehen wollen in der Pinakothek der Moderne, was gelogen war. Stattdessen ging ich in ein volkstümliches Brauhaus im Tal, das ich sehr mag, obwohl ich mir dort immer vorstellen muss, dass an solchen Tischen, wie sie dort stehen, von solchen Leuten, wie sie dort sitzen, vor nicht so wahnsinnig langer Zeit die NSDAP gegründet wurde und ich mir jedes Mal denke: Ja, das passt.

Ich aß an diesem Tag, daran erinnere ich mich genau, Blut- und Leberwurstgröstl mit Bratkartoffeln und Sauerkraut und trank ein Hefeweizen und observierte die Touristen und die Stammgäste mit einem kalten Blick, von dem ich mir einbildete, er sei so etwas wie mein Schicksal, der solitäre Beobachter, dem

nur punktuell in seinem Leben etwas wie Freundschaft oder Zugehörigkeit gewährt wird, dessen größerer Auftrag aber im Alleinsein besteht, in der Distanz und der Analyse.

Als ich an diesem Tag nach Hause kam, dachte ich mir, dass ich gerne jemanden angerufen hätte, aber vielleicht hatte ich auch nur unbewusst registriert, dass die Zahl der toten Kontakte in meinem Telefon um einen weiteren angewachsen war, der sich jetzt um die Verwirklichung dessen kümmern musste, was sein Traum war oder seine Bestimmung, sein eigener Auftrag. Es wurde nie wirklich ausgesprochen, aber ich denke schon, dass Christoph und ich sofort wussten, als er an der Filmhochschule angenommen wurde, dass er sich jetzt mit all seiner Kraft und Energie in dieses Studium eingraben würde, dass man das von ihm erwartete und einfordern würde und dass uns dadurch unsere gemeinsame Grundlage, die ja hauptsächlich die Ablehnung der anderen gewesen war, entzogen wurde.

Ich stellte mir ein paar Monate lang immer mal wieder vor, wie es für Christoph wohl gerade lief, ob es ihm Spaß machte und ob er interessanten Leuten begegnete, die schließlich doch die hohen Erwartungen erfüllen konnten oder vielleicht sogar übertrafen, sodass er selbst dann in der Position war, aufholen zu müssen. In dieser Vorstellung waren Christophs Kommilitonen eine im besten Sinn elitäre Gruppe, in der diskutiert wurde, wo visionäre Gedanken vorgebracht wurden von Menschen, die einem mit ihrer Geistesschärfe Angst machten, auf diese produktive Art, dass man in Überstunden, nachts und früh am Morgen, an sich, an der eigenen Rhetorik, Präzision und Allgemeinbildung arbeiten möchte, bis man schließlich mithalten kann. Ich fühlte mich unmittelbar abgehängt, weil ich selbst ja nicht auf so eine elitäre Gruppe zurückgreifen konnte, an der ich mich in vergleichbarer Weise hätte schulen können. Wenn ich daran dachte, Christoph wieder zu treffen, sah ich ihn mit einem verständnisvollen und auch mitleidigen Blick dem zuhören, was

ich an ihn hinreden würde. Mir tat die Vorstellung weh, dass ich dabei in Gedanken mit der neuen Gesellschaft verglichen würde, in der er sich nun befand, und es fiel mir überhaupt nicht ein zu denken, ich könnte von ihm in diesen Kreis eingeführt werden. Dafür, das war mir irgendwie von Anfang an klar, hätte ich schon auch selbst an der Filmhochschule angenommen werden müssen.

[...]